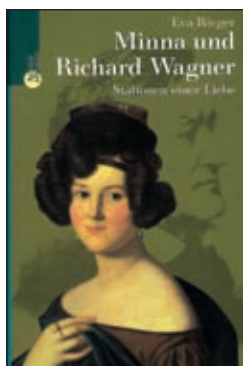


Die Frau an Wagners Seite

Über 26 Jahre führte Richard Wagner eine „bürgerliche“ Ehe mit der vier Jahre älteren Schauspielerin Minna Planer. Lange trotzte diese Verbindung allen Problemen und Seitensprüngen, zerbrach aber schließlich doch. Eva Rieger schildert auf den 450 Seiten ihres Buches „Minna und Richard Wagner“ (Artemis & Winkler, 28 Euro) die Stationen dieser Liebe und Ehe, zeichnet aber zugleich auch das Portrait einer zentralen Frau im Leben des großen



Komponisten. Zwölf Kapitel beschäftigen sich mit den verschiedenen Lebensphasen von Minna und der Rolle, die Richard Wagner darin jeweils spielte. Vor allem soll gezeigt werden, dass Minna kein bemitleidenswertes Wesen war, das eine komplizierte Ehe ertragen musste, sondern eine eigenständige und selbstbewusste Frau. Viele Schwarzweißabbildungen und ein umfangreiches Literaturverzeichnis runden das Buch ab.

Einführungen zu Bach und Beethoven

In der Reihe „Bärenreiter Einführungen“ sind zwei neue Bücher erschienen: Klaus Hofman widmet unter dem Titel „Johann Sebastian Bach. Die Motetten“ (Bärenreiter Verlag 2003, 263 S., 16,95 Euro) jeder der sechs bekannten Motetten BMV 225-230 ein Werkportrait und informiert den Leser über Entstehung und Bestimmung, Überlieferung, Forschungsgeschichte, Text und Musik, Kompositionsweise und Form, Echtheit und



Aufführungspraxis. In seinem Buch „Ludwig van Beethoven. Missa solemnis“ (Bärenreiter Verlag 2003, 203 S., 13,95 Euro) zeichnet Sven Hiemke Entstehung und biographische Verflechtungen nach. In der Beschreibung der fünf Sätze erläutert der Autor die Gründe für den dramatischen Gestus und den kompositorischen Kern des Werks. Umfangreiche Anmerkungen, Literaturlisten und Register runden beide Bücher ab. Weitere Infos unter www.baerenreiter.com.

Jüdische Musik in Wien

Die Verbindung von Juden zur „Musikstadt Wien“ und deren Beitrag zum Ruhm der Stadt waren die Themen einer Ausstellung im Jüdischen Museum Wien. Im Wolke-Verlag ist nun das von Leon Botstein (wissenschaftlicher Leiter der Ausstellung) und Werner Hanak herausgegebene Begleitbuch erschienen: „quasi una fantasia“ (206 S., 39 Euro). Darin sind 16 Textbeiträge zu finden, u. a. von Leon Botstein, Tina Frühauf, Hartmut Krones und Michael P. Steinberg. Die Autoren beschäftigen sich mit der „musikalischen“ Kulturgeschichte der Wiener Juden von etwa 1870 bis in die 1960er Jahre. So



enthält das Werk Aufsätze zu Themen wie „Juden und Musik in Wien 1870-1938“, „Wiens Musikleben der Zwischenkriegszeit“ und „Leonard Bernstein in Wien“. Zudem erfreut es den Leser mit einer umfangreichen Literaturliste sowie mit zahlreichen Abbildungen und zum Teil außergewöhnlichen Motiven. So ist Leopoldine Wittgenstein, die Mutter von Paul und Ludwig Wittgenstein, am Flügel zu erleben oder die „Totenhand“ von Alfred Grünfeld in Gips zu bestaunen. Ein besonderes „Bonbon“ sind die beiden im Buch enthaltenen Audio-CDs mit Aufnahmen von Mahler, Schreker, Schönberg u. a.

Musikinstrumente verstehen!

Musikinstrumente und wie man sie spielt“ lautet der schlichte Titel, unter dem der bekannte Dirigent Gerd Albrecht ein 65 Seiten starkes Buch beim Atlantis Musikbuch-Verlag herausgebracht hat. Aufwendig illustriert kommt der Band daher, der sich an große und kleine Leute richtet und es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Welt der klassischen Orchesterinstrumente für Kinder verständlich zu machen. Abgerundet werden die liebevoll geschriebenen Texte von einer CD mit Klangbeispielen, kindgerechten Zeichnungen und diversen informativen Randnotizen. Geklärt werden nicht nur Fragen zu Geschichte und Aufbau der Instrumente, sondern auch so wichtige Details wie der Grund, weswegen Oboisten beim Spielen ihres Instruments so leicht rot werden oder was die Harfenistin mit ihren Füßen macht. Das Buch ist für 19,95 Euro erhältlich.



Ein Reiseführer für die Orgel

Ohne die Hilfe der ZEIT-Stiftung, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Reemtsma-Stiftung wäre eine Restaurierung historischer Orgeln zwischen Fischland-Darß und Ludwigslust in Mecklenburg-Vorpommern nicht möglich gewesen. Die jahrelangen Arbeiten sind nun abgeschlossen, und Matthias Gretzschel hat das zum Anlass genommen, einen kleinen, reich bebilderten Reiseführer mit dem Titel „Orgeln in Mecklenburg-Vorpommern“ zu veröffentlichen. Ein lesenswertes Büchlein mit vielen Infos auch zu den einzelnen Kirchen ist entstanden, das sogar Anfahrtswege, Öffnungszeiten und Angaben zu Konzertreihen bereit hält. Viele Instrumente, die in den Genuss einer aufwendigen „Pflegetherapie“ gekommen sind, kann man geschlossen auch im Mecklenburger Orgelmuseum Malchow bewundern und hören. Schon das wäre eine Reise in dieses nördliche Bundesland wert. Das Buch ist erschienen beim Axel-Springer-Verlag, umfasst 144 Seiten und kostet 12,50 Euro. hpe



Wie viele waren es nun?

Seit mehr als 20 Jahren ist umstritten, aus wie vielen Sängern Bachs Chor bestand. Andrew Parrott trägt nun auf 230 Seiten „Zum neuen Verständnis“ bei.

„Hoffen wir, dass es nicht wahr ist, wenn es aber wahr ist, lasst uns hoffen, dass es nicht allgemein bekannt wird“, schrieb ein Darwin-Zeitgenosse, als er mit der Evolutionstheorie konfrontiert wurde. Nicht umsonst zitiert Andrew Parrott diesen Satz in seinem Buch über „Bachs Chor“: Kaum eine These der vergangenen Jahrzehnte wurde von der musikwissenschaftlichen Zunft, aber auch von Musikern und Kritikern so rigoros abgelehnt und so beharrlich ignoriert wie Joshua Rifkins Behauptung, Bachs Chor sei in Wahrheit kein Ensemble nach unserer heutigen Vorstellung gewesen, sondern ein Quartett von „Konzertisten“, denen sich nur in einzelnen Werken vier „Ripienisten“ hinzugesellten – und dies auch nur abschnittsweise und zumeist fakultativ.

Man muss sich die gegenwärtige Aufführungspraxis vor Augen halten, um die im-

mensen institutionellen, aber auch ästhetischen Folgen eines solcherart veränderten Besetzungsstandards zu ermessen. Knapp 22 Jahre nach seinen Ausführungen vor der American Musicological Society in Boston haben Rifkins Erkenntnisse im Musikleben denn auch noch kaum Spuren hinterlassen. Ein historisch informierter Interpret wie Philippe Herreweghe gibt unverhohlen zu, Rifkins Argumente nicht einmal studiert zu haben. Und Christoph Wolff, der heute wohl führende Bach-Forscher, hängt nach wie vor der Meinung an, die Besetzung des Thomas-Kantors hätte vier mal drei Sänger vorgesehen, wobei jeweils zwei Ripienisten zusammen mit einem Solosänger aus einer Stimme lasen. Schon Arnold Schering, der diese Theorie in den zwanziger Jahren formulierte, stützte sich dabei auf eine zentrale Quelle: Bachs Eingabe an den Leipziger Stadtrat von 1730, den „Entwurf einer wohlbestallten Kirchen Music“, in dem von drei, im Idealfall vier Sängern pro Stimme die Rede ist.

Rifkin begründete die solistische Be-



setzung durch eine detaillierte Analyse der Stimmblätter, die ja fast ausnahmslos nur in jeweils einer Abschrift überliefert sind. Gegen die These, mehrere Sänger hätten aus einem Blatt gelesen sprach in Rifkins Augen vor allem das Fehlen jeglicher grafischer An-

Überlebens-Künstler

Drimal ist Gidon Kremer bereits als Buchautor hervorgetreten. In „Kindheitssplitter“ (1993), „Oase Lockenhaus“ (1996) und „Obertöne“ (1997) gewährte er Einblicke in sein bewegtes Leben als Künstler und Mensch. Kremers jüngstes Buch knüpft direkt an „Kindheitssplitter“ an, die Erinnerungen der frühen Jahre. „Zwischen Welten“ ist die autobiographische Fortsetzung dieses vor zehn Jahren im selben Verlag veröffentlichten Bandes.

„Es ist die Zeit zwischen 1965 und 1980, von der ich hier erzähle, meine Moskauer Studienjahre bei David Oistrach, die Wettbewerbe, die ersten großen Konzerte, prägende Erlebnisse meines Künstlerlebens. Es ist aber auch meine „éducation sentimentale“, die ich hier nachvollziehe, die Phasen meiner persönlichen Reifung, Momente des Glücks und der Krise“, so umreißt Kremer im Vorwort den Inhalt seines neuen Buches. Was dann folgt, ist eine höchst informative, in Teilen geradezu spannende Schilderung der besonderen Umstände, unter denen der junge, hoch begabte Geiger seinen Weg machte und die Welt eroberte. Dabei weiht Kremer den Leser nicht nur in Verflechtungen seiner privaten (Liebes)-Beziehungen

und die harten Lebensbedingungen in der ehemaligen Sowjetunion ein, sondern auch in die bizarre, ideologisch verblendete Gedankenwelt des Kommunismus, die auch von Künstlern absolute Linientreue verlangte. Das System schuf einen eigenen Typ Mensch, den Kremer als „Musicus sowjeticus“ beschreibt, der den Drang zur künstlerischen Selbstverwirklichung stets mit dem äußeren Zwang zur politischen Anpassung vereinbaren musste und dabei eigene Überlebensmechanismen entwickelte. Ein Doppelleben, dass sich leicht zum Seelendrama ausweiten konnte.

Davon blieb auch Kremer nicht verschont. Mit dem Entschluss, als russischer Künstler im Ausland leben zu wollen, um sich auch dort künstlerisch verwirklichen zu können, spitzte sich Kremers Lebenssituation brisant zu. Mit Hartnäckigkeit und einer gehörigen Portion Risikobereitschaft gelang es ihm schließlich, sich als sowjetischer Künstler im westlichen Ausland niederzu-



lassen, ohne seine Staatsbürgerschaft zu verlieren. Der Weg dorthin liest sich fast so spannend wie ein Krimi und böte gewiss genügend Stoff für einen Thriller. Als Zeitzeuge hat Kremer auch ein politisches Buch geschrieben. Seine Darstellung des (Künstler)-Lebens im engstirnig totalitären System ist präzise und klar, sie ist Analyse und Abrechnung zugleich.

Umso unglaublicher erscheint es am Schluss, welche Leistungen die Elitekünstler der ehemaligen UdSSR unter diesen widrigen Bedingungen erbrachten. Kremers bislang informativstes Buch, das nicht nur Autobiographie, sondern auch ein zeitgeschichtliches Dokument ist.

Norbert Hornig

Gidon Kremer: Zwischen Welten. Piper Verlag, München 2003, 385 S., 24,90 Euro

haltspunkte dafür, welche Abschnitte „solo“ und welche „tutti“ zu singen sind.

Parrott stellt Rifkins Thesen – im Anhang des Buches sind sie neben anderen zentralen Texten zum Themenkomplex im englischen Original nachzulesen – nun auf eine breite argumentative Basis. Mit detektivischem Scharfsinn untersucht er nicht nur die personelle Zusammensetzung, sondern auch Aufgaben und Repertoires der vier Chöre, die Bach in Leipzig unterstanden. Er verdeutlicht überdies die grundlegende kompositorische Unterscheidung zwischen „Konzertisten“- und „Ripienisten“-Partien. An Hand von ikonografischem Material und zahlreichen zeitgenössischen Quellen weist Parrott schließlich nach, dass die solistische Besetzung von Bachs technisch anspruchsvoller „Concertat-Music“ keineswegs eine Notlösung war, sondern im Gegenteil mit der allgemeinen Praxis seiner Zeit übereinstimmte.

Mit Rifkin liest Parrott den „Entwurf“ deshalb nicht als Hinweis auf die gewünschte Besetzungstärke, sondern als Forderungskatalog: Da einzelne Choristen immer wieder auch zur Instrumentalmusik herangezogen

wurden und Krankheitsfälle an der Tagesordnung waren, brauchte Bach schlicht drei Sänger pro Stimme, um in jedem Fall doppelchörige Werke aufführen zu können. Wie schon Rifkin bemüht Parrott hier das sehr moderne Bild eines Kaders oder Pools, wie wir es von Fußballteams her kennen – womöglich das fragwürdigste Glied seiner Argumentation.

So konzise und unpolemisch der Engländer seine Belege insgesamt ausbreitet, so souverän nimmt er etwaigen Einwänden den Wind aus den Segeln. Stichwort Balance: Parrott kann zeigen, dass das vermeintlich unausgeglichene Verhältnis zwischen vier Sängern und manchmal um die 20 Instrumentalisten zu Bachs Zeiten geradezu die Norm darstellte. Nicht nur seine Erfahrung als Leiter des Taverner-Consorts, auch die Gesetze der Akustik stützen die Behauptung, dass solistisch besetzte Aufführungen selbst der h-Moll-Messe durchaus funktionieren können. Voraussetzung dafür sind allerdings historisch authentische Instrumente mit ihrem weichen Klang. Bleibt die ästhetische Frage. Gewiss ist nicht rekonstruierbar, welches Klangideal Bach

idealiter vorschwebte. Offensichtlich scheint indes, dass der strukturell bedeutsame und farblich reizvolle Wechsel zwischen solistisch besetzten Chor-Partien und Abschnitten mit Ripienosängern, den Bach in einigen Werken genau vorschreibt, nur mit dem Rifkinschen Modell überhaupt darstellbar ist.

Nicht ohne Genugtuung weist Parrott im Nachwort zur deutschen Ausgabe darauf hin, dass die zentralen Thesen des Buches seit seiner englischen Erstveröffentlichung im Jahre 1999 wissenschaftlich nicht angefochten wurden. Niemand wird sie im Ernst noch als sektiererische Bizarrie abtun können. Das klar geschriebene und editorisch mustergültig gestaltete Buch sollte für alle Interpreten der Bachschen Chormusik Pflichtlektüre sein. Es fällt nicht allzu schwer, einen – wie auch immer schleichen – Paradigmenwechsel der Aufführungspraxis vorauszusagen.

Anselm Cybinski

Andrew Parrott: Bachs Chor – Zum neuen Verständnis. Metzler/Bärenreiter, Stuttgart/Kassel 2003, 230 S. 39,90 Euro

Ein feuriges Vergnügen

B Brillantes Thema, gründliche Studien, originelle Komposition mit kunstreichen Variationen – das ergibt Augenmusik der besonderen Art, ein Gesamtkunstwerk mit nur minimalen Mängeln. Bei „Die Sonne brennt fortissimo“ stammen Konzeption, Gestaltung, Illustrationen und Satz von Alexandra Kardinar. Ein Buch aus einer Hand, der Computer macht es möglich. Sie hatte den Einfall, Musikerfahrten nach Italien mit Kunst und Kümernissen des Reisens im Postkutschenzeitalter zu collagieren. Sie brachte erzählende und zitierende Passagen, feinlinig gezeichnete Portraits, Musikalien, Reiseutensilien und detaillierte Dekors samt Zeitafeln, Werkverzeichnis und Personenregister in eine grafische Partitur, hob originale Brief- und Buchzitate mit kursivem Kleindruck vom übrigen Text ab oder plazierte sie, wie auch senkrecht gestellte Quellenangaben, an den Rand, markiert durch rechtwinklige Linien.

Für den spannenden Streifzug durch die Reise- und Musikkultur sind Händel, Anfang 20, und der 13-, dann 15- bis 17-jährige



Mozart mit Vater Leopold am ergiebigsten. Der aufgeschlossene Mendelssohn, mit 21 auf großer Bildungsreise, trifft in Rom den knapp sechs Jahre älteren, meist grämlichen Berlioz. Sie mögen sich menschlich, mitnichten aber musikalisch. Mendelssohn schreibt in einem Brief, der Kutscher fahre „piano“, während die Sonne fortissimo brennt“, und liefert damit den Titel für diese Blicke auf Lebensumstände, Einflüsse und Kompositionen.

Kardinars Opus ist „con brio“ geschaffen worden. Ein paar Dubletten, Ungenauigkeiten und Druckfehler fallen nicht ins Gewicht. Die Büchergilde Gutenberg hat, ihrer Tradition treu, ein schönes Buch gemacht.

Herbert Glossner

Alexandra Kardinar: Die Sonne brennt fortissimo. Händel, Mozart, Mendelssohn Bartholdy und Berlioz reisen durch Italien. Edition Büchergilde, Frankfurt a.M. 2003. 255 S., 29,90 Euro (für Mitglieder der Büchergilde Gutenberg 24,50 Euro)

Musik und ...

Gerhard Stäbler hat in seinen Werken immer wieder das herkömmliche Ritual des Konzertes aufgebrochen, auch Grenzen zwischen den Künsten und zwischen Musik und Alltag hat er in seinen Werken und Inszenierungen immer wieder überschritten. Dieses ist der Ausgangspunkt für die Betrachtungen von Hella Melkert, die in ihrem Buch „Gerhard Stäbler – Klang und Sinn, Ton und Kunst“ diesem Themenfeld mithilfe analytischer Betrachtungen ausgewählter Werke nachgeht. Bereits die Überschriften der Kapitel wie „Sichtbare Musik“, „Musik und Projektion“, „Musik und Malerei“, „Musik und Skulptur“, „Musik und Duft“ u. a. deuten die Offenheit in Stäblers Kunstbegriff und Schaffen an. Die Autorin stellt ihren eigenen Ausführungen zahlreiche Kommentare des wortgewandten Komponisten gegenüber. Das kleinformatige Buch besitzt 139 Seiten, ist als dritter Band in der von Hans-Werner Heister herausgegebenen Reihe „Zwischen/ Töne.“ erschienen und vom Weidler Verlag Berlin herausgegeben worden. Es kostet 19,80 Euro.

(Will)

Von Religion und Traum

Die Schönberg-Literatur ist mittlerweile unüberschaubar. Zwei neue Bücher sind nun hinzugekommen: eine „musikalische Biographie“ und eine Dissertation über das „Verhältnis von Text und Atonalität im Vokalschaffen von Arnold Schönberg, Alban Berg und Anton Webern“.

Nicht um „eine Biographie im gewohnten Sinne des Wortes“ handele es sich bei diesem Schönberg-Buch, schreibt Alexander L. Ringer im Vorwort: „Wenn überhaupt, dann eher im Sinn einer musikalischen Biographie aus der Perspektive des Komponisten“. Der Leser stutzt. Ein Nachfahr jener apologetischen Komponistenbiographien also, wie sie das 19. Jahrhundert in so großer Zahl hervorgebracht hat?

Ja und nein. Ringer, 1921 in Berlin geboren und als Jude, genau wie Schönberg, von den Nazis in die Emigration getrieben, identifiziert sich rückhaltlos mit seinem Gegenstand. Das bedeutet nicht allein, dass er die kritische Debatte um die Zwölftontechnik vollkommen ausblendet. Auch problematische Aspekte der Schönberg'schen Persönlichkeit deutet er durchweg positiv um. Offenbar bewusst übernimmt Ringer den

devoten Tonfall der Schüler. Er scheut auch nicht davor zurück, buchstäblich mit der Stimme des Komponisten zu sprechen. Problematischer noch: Schönbergs Religiosität, den zentralen Aspekt seiner Untersuchung, erläutert Ringer anhand längerer Passagen aus den Schriften Martin Bubers. Die Parallelen zwischen dessen „Religiosität der Tat“ und Schönbergs Ethik sind offenkundig – unerwähnt bleibt indessen, wann und in welchem Umfang dieser den Erneuerer der jüdischen Mystik rezipiert hat.

Die quälenden Redundanzen, die das Buch streckenweise wie eine lose Essay-Sammlung erscheinen lassen, sind – als Zeichen eines unermüdlichen Kreisens um eine einheitsstiftende „Idee“ im Schönberg'schen Sinne – wohl beabsichtigt. Stilistische Schnitzer und so manche Schreib- und Grammatikfehler hätte ein ordentliches Lektorat beheben müssen. Schließlich hätte das von großer Gelehrsamkeit zeugende Buch eine Lücke schließen können. Abgesehen von Michael Mäckelmanns Studie über „Schönberg und das Judentum“ ist die Bedeutung der jüdischen Religion für Schönbergs Künstlertum nie umfassend erhellt worden.

Hier wird sein Judentum nun konsequent auf das Werk bezogen. Ringer portraitiert Schönberg als „Propheten einer autonomen Musik“, der „der hedonistischen Selbstzufriedenheit zahlreicher Zeitgenossen die nackte Wahrheit über eine von ihnen geschaffene Welt des Unfriedens und der Ungerechtigkeit“ entgegenstellt. Ein Prophet, der im Bewusstsein seiner Auserwähltheit „außerordentliche Pflichten und Verpflichtungen auf sich nimmt.“ In mitunter fraprierenden Detailanalysen zeigt Ringer, wie Schönbergs Streben nach Gesetzmäßigkeit und musikalischer Wahrheit im Zuge des wachsenden Antisemitismus an Unbedingtheit gewinnt. Die Dodekaphonie, so Ringer, wird zur zwingenden Verpflichtung: „Gesetz seiner ‚Gedanken‘“. Der Zwölftonmeister ist hier nicht der rigorose Neuerer, sondern vielmehr der einzig legitime Erbe Bachs. Seine Bearbeitungen erscheinen dabei als Äquivalent einer unermüdlichen Bibel-Neuauslegung. So erhellend sich das liest, man wird den Eindruck nicht los, als solle ein per se vielschichtiges Schaffen einseitig theologisch vereinnahmt werden.

Auf methodisch festem Grund bewegt

Keine Erosionen am Zauberberg

Für Thomas Mann braucht man Zeit, erst recht für seinen „Zauberberg“. Gert Westphal hat sie sich genommen, als er das leicht gekürzte Werk in sukzessive entstandenen Aufnahmen 1983 und 1995 für den Norddeutschen Rundfunk einlas. Noch immer gehört die auf diesem Material aufbauende Ausgabe der Deutschen Grammophon von 1996 und ihre jetzige Neuveröffentlichung zu den wichtigsten Mann-Interpretationen des 2002 verstorbenen Rezitators. Ganz abgesehen davon ist der „Zauberberg light“ mit seinen geschickten Schnitten und klugen Übergängen eine bedeutende Leistung Hanjo Kestings, dem Rundfunkpraktiker und Literatur-Chirurgen des Hannoveraner Landesfunkhauses. Vielleicht wäre die Hörbuchvermarktung einer Vorlage solch gigantischen Ausmaßes ohne ihn nie zustande gekommen. Vor acht Jahren noch wurde der DG-„Zauberberg“ in zwei Teilen angeboten, war aber mit einem Schnittfehler im ersten Viertel leider nicht ganz fehler-



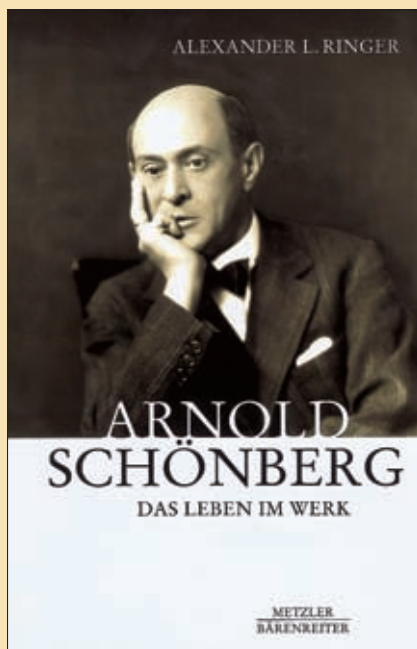
frei. Das ist mittlerweile repariert. Atemberaubend sicher im Umgang mit den Bandwurmsätzen des „Zauberers“ Mann und ausgestattet mit dem nötigen Quäntchen Ironie und Süffisanz formt Westphal die Welt des wirklich-unwirklichen Sanatoriums in den Schweizer Bergen. Eine sub-

tile Vorstellungskraft und ein tiefes Verständnis für die Zusammenhänge ermöglicht es ihm, Gedanken und Gefühle der Figuren durch minimale Nuancen auszudrücken. Wo nötig, bedient er sich auch burlesker Karikatur, die jedoch nie den Rahmen sprengt. Tatsächlich gibt er den Protagonisten eine stimmlich-psychologische Identität, die sich erstaunlich nah am Bild bewegt, das man sich selbst von Castorp, der verführerischen Madame Chauchat und den verschroben-krankhaften Philosophen gemacht hat, die den hilflosen Patienten umschwirren.

Helmut Peters

Thomas Mann: Der Zauberberg. Gelesen von Gert Westphal. – Aufnahme des NDR 1983/1995, 15 CDs, Spieldauer: 19,5 Stunden
Deutsche Grammophon Literatur ISBN 449 673-2 (2003)

sich dagegen Egbert Hiller in seiner Kölner Dissertation über das „Verhältnis von Text und Atonalität im Vokalschaffen von Arnold Schönberg, Alban Berg und Anton Webern“. Nachdem er in einer vor Fußnoten nur so strotzenden Kompilation der Sekundärliteratur in das zeitgeschichtliche Umfeld eingeführt hat, belegt Hiller in minutiösen Analysen, dass die vertonte Lyrik den drei Komponisten in ihren Liedern der Jahre 1908 bis 1910 keineswegs bloß als „Stütze des Formverlaufs nach dem Verlust der funktionsharmonischen Bindungen“ diente. Auch die Texte sprechen fortwährend von der metaphysischen Gegenwelt, von jener „Luft von anderen Planeten“, in der sich die Musik mit dem Durchbruch zur Atonalität zu akklimatisieren sucht. Nicht nur ihre jeweiligen persönlichen Krisen machen die drei Komponisten empfänglich für die Motive „Entrückung, Traum und Tod“. Der träumerische Eskapismus reflektiert ebenso die überpersönliche, sprich kulturelle Situation des Wiener Fin de Siècle. Als kompositionstechnisches Charakteristikum der behandelten Vokalkompositionen arbeitet Hiller das Nebeneinander von textausdeu-



tender, traditioneller Vertonung einerseits und wegweisenden konstruktivistischen Tendenzen andererseits heraus. Die Funktion der Texte bleibt in diesem Zwischenstadium ambivalent: Während sie als Inspirationsmoment zunächst unverzichtbare Katalysatoren darstellen, lassen die um

musikalische Eigengesetzlichkeit und formale Konsistenz bemühten Komponisten sie als bloße „Vehikel der Entrückung“ alsbald hinter sich.

Das mit sinnfälligen Notenbeispielen versehene Buch besticht durch die Genauigkeit der Analysen und eine dichte Argumentation. Ausblicke auf das weitere Vokalschaffen der drei Komponisten schließen sich dem Hauptteil an. Um Leserfreundlichkeit hat sich der Autor allerdings nicht bemüht. Wer unsinnlichen Wissenschaftsjargon fürchtet, wird bei der Lektüre nicht allzu viel Freude haben.

Anselm Cybinski

Alexander L. Ringer: Arnold Schönberg – Das Leben im Werk. Metzler/Bärenreiter 2002, 340 S., 39,90 Euro
Egbert Hiller, Entrückung, Traum und Tod [Publikationen der Internationalen Schönberg-Gesellschaft Bd. 4], Verlag Lafite 2002, 220 S., 27,80 Euro

„Tödliche Aufrichtigkeit“

Die Geschichte von Isaak Babels Buch „Die Reiterarmee“ kennt viele Parallelen in der repressiven, ja mörderischen Kulturpolitik des Sowjetregimes. Ein herausragendes Beispiel auf dem musikalischen Sektor liefert das Aufführungsverbot von Schostakowitschs Oper „Lady Macbeth von Mzensk“. Selbst 27 Jahre danach durfte dieses Werk nicht in der Originalgestalt auf die Bühne gebracht werden, und weitere 15 Jahre vergingen, bis die Originalpartitur in den Westen gelangte und hier erstveröffentlicht wurde. Babels persönliches Schicksal sollte demgegenüber ein weit tragischeres Ende nehmen. Immerhin hatte er in seinem 1923 begonnenen Erzählzyklus an die wenig glorreiche Rolle der Militärs im Russisch-Polnischen Krieg 1920/21 gerührt. 1939 geriet er in die Mühlen der stalinistischen Justiz und wurde im Januar 1940 erschossen. Nach Stalins Tod erschien eine radikal gekürzte Fassung der „Reiterarmee“, der auch die DDR-Ausgabe von 1964 zugrunde



liegt. Kurz nach der Wende kam in Russland endlich eine verlässliche Ausgabe auf den Markt, die der kongeniale Übersetzer Peter Urban zur Grundlage seiner deutschsprachigen Fassung (Friedenauer Presse) machte. Joachim Staritz nun hat für MDR Kultur und das Deutschlandradio eine Hörspiel-

fassung daraus erstellt, die die bedrückenden Texte mit höchst vielfältigen Geräusch- und Musikverblendungen versieht und auf eine große Anzahl Sprecher verteilt. Bewusst bekennt er sich zur szenisch aufgefächerten Kleinteiligkeit, um die zwischen Lyrik und tagebuchartiger Dokumentation schwankenden Sätzen zu spiegeln, und scheut auch nicht vor plakativer Dramatisierung zurück. Eine erschütternde, aufwühlende „Hör-Lektüre“, die das Buch um viele Dimensionen erweitert.

Helmut Peters

Isaak Babel: Die Reiterarmee; Hörspielbearbeitung und Regie: Joachim Staritz
 Sprecher: Efim Etkind, Martin Semmelrogge, Cornelius Obonya, Uwe Manske, Götz Schulte u. a. (1999/2003)
 Der Hörverlag 3 CD, ISBN 3-89584-753-5

Königstreffen

Was heißt es, Macht zu haben? Macht über viele oder vielleicht auch nur einen einzigen Menschen? Der Hörbuchmarkt gibt Antworten, wenn auch die hier dargestellten Könige nicht ausnahmslos Regenten sind ...

Ob er über den russischen Zaren, preußische Könige oder Politiker schreibt, ist für den weißrussischen Autor Ryszard Kapuscinski eine Nebensache, denn im Wesentlichen interessiert ihn nur eins: die Macht und ihre Strukturen, ihre Zersetzung und ihre Auflösung, aber auch die Gesetze, die ihren Aufbau überhaupt erst ermöglichen. In seinen Werken „Schah-in-Schah“ von 1997 oder den Reportagen, Essays und Interviews aus vierzig Jahren, die erst vor drei Jahren bei Eichborn unter dem Titel „Die Erde ist ein gewalttätiges Paradies“ erschienen sind, nähert er sich dem Phänomen, indem er selektiv historische Vorgänge beschreibt. Sein eigener Kommentar erübrigt sich fast, wenn die Dinge wie in dem jetzt veröffentlichten Hörspiel „König der Könige“ derart für sich selber sprechen. Thema ist der äthiopische Kaiser Haile-Selassie, den das Militär nach einer durch Dürre ausgelösten Hungerkatastrophe 1974 gestürzt hat. Ein offensichtlich psychisch Kranker, der seine Untertanen zwang, mit dem Gesicht am Boden niederzuknien und Petitionen in eines seiner 27 vorüberfahrenden Autos zu werfen, war damit entmachteter. In Gabriele Neumanns einfühlsamer Bearbeitung und Hans Drawes exzellenter Regie für den Hessischen Rundfunk wechseln die Perspektiven der Zeitzeugen ständig: Journalisten, Beamte und sogar der kaiserliche „Hundepisse-Entferner“ geben ihr persönliches Bild von diesem anachronistischen Regenten.

Ryszard Kapuscinski portraitiert den äthiopischen Kaiser Haile-Selassie

Um einen König geht es auch in Sebastian Goys für den Saarländischen Rundfunk entstandenen Hörspiel „König der Schnorrer“ nach dem gleichnamigen Roman von Israel Zangwill. Das Stück spielt im England des ausgehenden 18. Jahrhunderts und erzählt vom symbiotischen Verhältnis des armen Juden Manasseh da Costa (Max Volkert Martens) zu seinen betuchteren Glaubensgenossen. Überzeugt vom Grundsatz, Bedürftigen nichts verweigern zu dürfen, gewährt der reiche Grobstock (Uwe Bollmann) jede Gabe und wird Opfer des frechen und gerissenen Bettlers da Costa.

Unversehens taucht dieser in einem Salon gehobener Kreise auf und nutzt seine Armut als Schutzschild. Trotz Otto Sanders gewohnt einschmeichelnder Rezitation kommt das tief aus jüdischer Lebens- und Gedankenwelt sich entwickelnde Stück nicht recht in Gang. Sicherlich auch deshalb, weil die eigentliche Pointe schon in der Exposition vorweggenommen ist und alles Weitere gewissermaßen ein Ausmalen des Bildes bedeutet. Begleitet werden die dialogreichen Szenen durch Ausschnitte aus dem Klavierquintett „Schmonzetten 1993“, das Helge Jörn dem Sujet gewidmet hat.

Kein König eines Landes und des Geldes, sondern eher einer der Literatur ist Ernest Hemingway. Der WDR hat seine 1936 erstmals erschienene Erzählung „Das kurze glückliche Leben des Francis Macomber“ im Jahr 1951 als Hörspiel produziert. Heinz Drache, Max Eckhard und Edith Teichmann waren die herausragenden Sprecher dieser Aufnahme. Wundervoll die auf das Nötigste beschränkte Sprache Hemingways und sein unvermittelter Einstieg in die Geschichte vom Großwildjäger Macomber, der in der afrikanischen Steppe weniger um Trophäen kämpft als um seine zerbrochene Ehe. Menschen leben hier nebeneinander her, denen kein Abenteuer der Welt mehr Inspiration verleihen kann, sind ihre Gefühle doch erstarrt und die Erwartungen an ein glückliches Leben längst versiegt. Eine son-

Klinikum „House Of God“. Es gäbe kein menschliches Wesen, dessen medizinische Daten sich nicht auf einer DIN-A-5-Karteikarte ausdrucken ließen, so die Überzeugung der meisten. Allerdings nicht die von Dr. Roy Basch, der nicht begreifen will, dass Menschlichkeit als Behandlungsform scheinbar ungeeignet ist. Diagnose und Therapie werden zu formalistischen Spielereien, die der Selbstdarstellung der Ärzte dienen. Der Patient dagegen wird zum Ekelpaket degradiert, der in Bettpfannen „kackt“ und lästige Forderungen stellt. Der Chefarzt spricht selbstverständlich nicht mit Auszubildenden und empfiehlt: „Moderne Medizin ist Bettruhe, bis Komplikationen auftreten“. Norbert Schaeffer potenziert in seinem für den MDR entstandenen Hörspiel die boshafte-bissige Aussage des Buches noch in der Überzeichnung der Figuren und überzieht das Geschehen nahezu verschwenderisch mit Geräuschen, die sich überwiegend aus dem Piepen medizinischer Geräte und dem hilflosen Jammern ein- und gleichzeitig ausgelieferter Kranker speist. Nicht ohne Grund hat der Dekan des Universitätskrankenhauses in Hamburg-Eppendorf im Jahr 1996 die Vorstellung des schon damals einige Jahrzehnte alten Buches abgelehnt, weil er diese Art von Auseinandersetzung mit Ethik verso Medizin für unangemessen hielt. Hat da etwa auch ein „König“ gesprochen? Vermutlich eher ein „God Of House“, sprich Haus-Gott oder umgangssprachlich eben einfach ein Gott in Weiß.

Helmut Peters



Kapuscinski: König der Könige; Eichborn ISBN 3-8218-5188-0

Zangwill: Der König der Schnorrer; Der Audio Verlag ISBN 3-89813-201-3

Hemingway: Das kurze glückliche Leben des Francis Macomber; L&M ISBN 3-89849-647-3

Shem: House Of God; Der Audio Verlag ISBN 3-89813-2005

Wilde Kerle und flotte Bienen

Der Hörbuchmarkt für Kinder bietet Lesungen ebenso von neuen Romanen wie von Klassikern der Jugendliteratur. Für einige davon sollte man eine Menge Zeit bereithalten.

Mit den wilden Fußballkerlen sind nicht etwa unsere Nationalspieler gemeint, sondern die Liga der Gruppe Acht der E-Jugend-Mannschaft aus ..., na, das spielt eigentlich gar keine Rolle. Fußball spielt man überall auf dieser Welt, zu jeder Jahres- und selbstverständlich zu jeder Tageszeit. Für alle Fans dieser Sportart, die außerdem Sinn fürs Prosaische haben, hat der Baumhaus-Verlag einen opulenten Jugendroman von Joachim Masannek veröffentlicht, den kein Geringerer als Rufus Beck lässig, plastisch und wo nötig dramatisch eingelesen hat. Zeit sollte man sich allerdings nehmen für die Abenteuer rund ums Leder und die, die es mit Füßen treten. Drei CDs pro Geschichte mal dreizehn Boxen sind auch für Ausdauernde kein Pappentstiel. In Teil 4 geht es um den geliebten Bolzplatz, der ohne Vorwarnung in ein richtiges Stadion umgebaut wird. Die Verwandlung wäre ein Grund zum Feiern gewesen, wenn nicht einer der großen Stürmer in die Gewalt des Dicken Michi und seiner Gang geraten wäre. Klar, dass in so einem Fall keine Flanke, sondern eine Rettungsaktion zum Sieg verhilft. Im Mittelpunkt von Teil 5 steht Deniz, genannt „die Lokomotive“. So viel Dampf er auch zu geben bereit ist, sein Wunsch, zu den „Wilden Fußballkerlen“ zu gehören, geht erst mal nicht in Erfüllung. Schließlich hat er ausgerechnet in der Mannschaft mitgespielt, die den Wilden bei der letzten Meisterschaft eine Niederlage beschert hat. Verletzter Stolz, Selbstüberwin-

kleinen Nils Holgersson abverlangt, dessen haarsträubende Abenteuer als Winzling unter reiselustigen Gänsen von Peter Striebeck rezipiert werden. Voller Gemütlichkeit und Sinn für poetische Farben entführt der Hamburger Schauspieler in eine Märchenwelt, die im Grunde ganz real, nur eben aus einer ungewohnten Perspektive betrachtet wird. Kunstvoll arbeitet Selma Lagerlöf die innere Verwandlung des kleinen Jungen heraus, der durch den Federstreich eines Hauskobolds sein bisheriges Dasein verloren hat und das Gefühl von Unterordnung und Nächstenliebe mühsam erlernen muss.

In ungekürzter Fassung bietet Random House Audio Waldemar Bonsels „Biene Maja“ an. Gewiss wurde kein Stoff durch Zeichentrick- und Schlageradaptionen derart banalisiert wie diese Tiergeschichte. Bewusst schlägt Bonsels – mit Ausnahme der Erzählung vom Knabenmenschen mit dem Taschenschwert, sprich Taschenmesser – keine Brücke zur Menschenwelt, sondern lässt Majas Persönlichkeit ausschließlich im sozialen Umfeld ihrer Wiese wachsen. Auch bei den Insekten gibt es seltsame Wundermänner wie den Grashüpfer oder Räuber wie Schnuck, die Libelle. Als Mistkäfer mit einem guten Herzen erweist sich jedoch Kurt, Majas Freund und Meister in allen Arten von Verstellungen. Wenn man sich an Monica Bleibtreus wenig herzliche, ja militärisch akzentuierte Lesung gewöhnt hat, passt der strenge

Nils Holgersson, David Copperfield, die Biene Maja und der kleine Maulwurf

dung und Toleranz sind hier die Hauptmotive, im Gegensatz zur Geschichte von Raban, dem Helden (Teil 6), der ganz und gar nicht heldenhaft an mangelndem Selbstbewusstsein leidet. Obwohl Masannek seine etwas umständlichen Sujets weit übers grüne Spielfeld hinausragen lässt und dabei behutsam die Seelen seiner Protagonisten erforscht, bleibt doch die Frage, ob das Fußball-Epos über immerhin dreizehn gute Zweistünder hinweg wirklich trägt. Wer's wagt, sollte das Dauerhören einfach unter „sportlichen Gesichtspunkten“ betrachten. Sportlichkeit wird schließlich auch dem

Duktus irgendwie schon zur unverkennbaren Pädagogik des Stoffes.

Aus der Tschechoslowakei, wo bekanntlich die besten Kinderfilme der Nachkriegszeit von „Pan Tau“ bis hin zu „Lolek und Bolek“ produziert wurden, stammen die Geschichten vom kleinen Maulwurf. Berühmt wurde der Erdhöhlenbewohner durch seinen Zeichner Zdenek Miler, der – unterstützt von diversen Ko-Autoren – die drei hier vorgestellten Abenteuer aufgeschrieben hat. Zu Beginn erinnert sich der von Otto Mellies gesprochene Autor an die erste Begegnung mit seiner Kunstfigur, die sich mit

liebenswert lispelnder Kinderstimme (exzellent Moritz Hagemann) quasi komodierend ins Geschehen mischt. Eine Schaufel will der Maulwurf lieber haben als eine Mütze, und eine Hose mit Taschen außerdem. Die allerdings muss er sich selber schneiden, denn Papa Miler erfüllt nicht jeden Wunsch auf Anhieb. Supraphon ist eine charmante Adaption des Klassikers gelungen, der in deutschen Medien wahrhaft seinesgleichen sucht. Dringend empfohlen für Kinder ab vier.

Für ältere Kinder und Jugendliche ist Dirk Walbreckers gelungene Nacherzählung des autobiographischen Romans „David Copperfield“ von Charles Dickens gedacht. Gewiss mag manch erwachsenem Hörer dabei der verschroben-ironische Stil des Engländers zu kurz kommen, aber die Geschichte des von seinem Stiefvater verstoßenen Master David gerät auf diese Art zu einem kurzweiligen Abenteuer, bei dem selbstverständlich derjenige siegt, der sich trotz aller Widerwärtigkeiten dieser Welt einen wachen Verstand und ein reines Herz hat bewahren können.

Helmut Peters



Masannek: Die Wilden Fußballkerle / gelesen von Rufus Beck; Baumhaus Verlag
Teil 4: Juli und die Viererkette ISBN 3-8315-2072-0
Teil 5: Deniz, die Lokomotive ISBN 3-8315-2074-7
Teil 6: Raban, der Held ISBN 3-8315-2076-3

Lagerlöf: Nils Holgersson / gelesen von Peter Striebeck; Langen Müller Audio Books ISBN 3-7844-4028-2

Bonsels: Die Biene Maja und ihre Abenteuer / gelesen von Monica Bleibtreu; BMG Litera Random House Audio ISBN 3-89830-532-5

Miler: Der kleine Maulwurf / gelesen von Otto Mellies und Moritz Hagemann; SUPRAPHON SU 5446-2 831

Dickens/Walbrecker: David Copperfield / gelesen von Hans Josef Schöneberger; Verlag und Studio für Hörbuchproduktionen ISBN 3-89614-268-2